

Linkerhand: Unter heftigem Baustellenlärm treten in der Adaption des Gorki-Theaters von Sebastian Baumgarten (Premiere war am 18. Oktober 2024) gleich drei Franziskas auf die Bühne und deklamieren in barschem, vorwurfsvoll-kämpferischem Ton den Schluss von Brigitte Reimanns zum Klassiker gewordenen, berühmten Roman. Der handelt vom Ringen einer jungen Architektin, Reimanns Alter Ego, mit der Liebe, mit der Arbeit und dem Sozialismus in der DDR. Zehn Jahre schrieb die Autorin daran, zehn Jahre, in denen sie vom geförderten Star der DDR-Literatur zu einer eher skeptischen Beobachterin wurde. »Es muss, es muss sie geben, die kluge Synthese zwischen Heute und Morgen, zwischen tristem Blockbau und heiter lebendiger Straße, zwischen dem Notwendigen und dem Schönen, und ich bin ihr auf der Spur, hochmütig und ach, wie oft, zaghaft, und eines Tages werde ich sie finden.«

Nicht zaghaft, sondern mit erhobenem Zeigefinger demonstrieren die drei Franziskas (Katja Riemann, Alexandra Sinelnikova, Maria Simon) emanzipierte, taffe Durchsetzungsfähigkeit. Alle drei tragen die gleiche blonde Kurzhaarfrisurperücke, gestreiftes Shirt und blaue Hose, manchmal auch einen knallroten Trenchcoat, schmettern ihre Texte ins Publikum. Sie zeigen den ganzen Abend sehr viel mit dem Zeigefinger, auf Dinge und Menschen, als ob sie immer recht hätten. Dabei ist Reimanns Romanfigur eher eine Zweiflerin, mindestens eine Person mit vielen Widersprüchen. Von der Poesie der Romanvorlage bleibt kaum etwas übrig. Neben klischeehaften Figuren gibt es sehr laute Geräusche (Musik und Sounddesign von Hans Könnecke) und wilde Videos, zum Teil KI-animiert (Chris Kondek). Da sprechen Leute übers Wohnen, macht der brasilianische Architekt Oscar Niemeyer das Bauhaus schlecht und begeistert sich für seine Planstadt Brasilia. Das von Le Corbusier beeinflusste Konzept der funktionalistisch getrennten Lebensbereiche rational zu planender neuer Städte, die »Charta von Athen« (1933), prägte später den Nachkriegsstädtebau in Ost und West. Baumgarten dokumentiert die Stadtentwicklungsdebatte der 1960er/1970er Jahre mit kaum lesbar über die Leinwand rasenden Texten.

Auch der Roman wird mit Versatzstücken der Vorlage im Schnelldurchlauf abgespult. Zu Beginn erlebt die Heldin das Kriegende als kleines Mädchen. Aleksandar Radenković, Falilou



»Zu Hause, zwischen halb ausgepackten Koffern, widmete ich mich einer tröstlichen Flasche Wodka und hörte alle meine traurigsten Blues ...« – Brigitte Reimann

So billig wie möglich

Am Berliner Gorki-Theater adaptiert Sebastian Baumgarten Brigitte Reimanns Roman »Franziska Linkerhand«. **Von Sabine Lueken**

Seck und Till Wonka teilen sich die männlichen Rollen: Vater, Brüder, Professor Reger, Chef Schafheutlin, der »alte Shanghaier« Landauer. Ben, Franziskas große Liebe, ist ein cooler Lederjackentyp, von Liebe nichts zu spüren. Totenstille und Angst vor dem Einmarsch der Russen, Ehemann Nummer eins (»Dieser Strohkopf ... ich muss verrückt gewesen sein. Aber er war wahnsinnig schön, wirklich und er wäre vollkommen gewesen, wenn Gott ihn mit Stummheit geschlagen hätte.«) Franziska entscheidet sich für die Provinz, um beim Aufbau einer sozialistischen Musterstadt mitzuwirken. Neustadt, das ist Hoyerswerda, wo Reimann selbst von 1960 bis 1968 lebte. Einmal in der Woche arbeitete sie mit in Brigaden des Kombinats »Schwarze Pumpe« (auch im Video) und leitete, dem »Bitterfelder Weg« folgend, zusammen mit ihrem zweiten Ehemann einen Zirkel schreibender Arbeiter. »Und die Träne ist auch gequollen, gleich am ersten Tag, als ich in diese architektonische Unsäglichkeit einfuhr: Standard, wohin

du siehst, Typenhäuser, die schnurgerade Mainstreet ... Zu Hause, zwischen halb ausgepackten Koffern, widmete ich mich einer tröstlichen Flasche Wodka und hörte alle meine traurigsten Blues ...«, schrieb sie am 3. März 1963, weiß der Programmzettel.

Häuser und Quartiere, nicht »Komplexe«, will sie bauen, »eine Stadt, die mehr zu bieten hat, als einen umbauten Raum, in dem man Tisch und Bett aufstellen kann, keine Fickzellen ...«, sondern »Häuser (...), die ihren Bewohnern das Gefühl von Freiheit und Würde geben, die sie zu heiteren und noblen Gedanken bewegen«. Statt dessen bringen sie Alkoholismus, Tristesse, Suizide, Mord und die höchste Geburtenrate der Republik hervor. Kollegin Gertrud, besoffen berlinernd gespielt von Katja Riemann, in Leopardenhose und engem Pulli, hat der Alkohol schon dahingerafft, bevor sie sich umbringt. Franziska scheitert an der Ökonomie. »Wir haben keine Zeit für Spielereien. Wir haben nur eine Aufgabe: Wohnungen für unsere Werktätigen zu bauen, so

viele, so schnell, so billig wie möglich«, sagt ihr Chef. Es war der Beginn des industriellen Wohnungsbaus in Plattenbauweise. Das Bühnenbild besteht denn auch aus Fertigteilen künftiger Häuser, die sich wahlweise hoch und runter senken (Architekturbüro Sam Chermayeff Office).

Der Aufbau einer Stadt als Großmetapher für den Aufbau einer neuen Gesellschaft. Der scheitert hier gründlich. So wird aus dem Roman der überzeugten DDR-Bürgerin ein antisozialistisches Pamphlet. Den Schluss des Abends bildet ein Rekurs auf jene Ereignisse in Hoyerswerda im September 1991, bei denen ein rassistischer Mob Jagd machte auf vietnamesische und mosambikanische Vertragsarbeiter. Hatte das seine Wurzeln in der »Unwirtlichkeit« der Stadt? »Der Mensch wird so, wie die Stadt ihn macht, und umgekehrt«, schrieb Alexander Mitscherlich 1965. Und wie geht es weiter? Wie wollen wir wohnen und leben? Das wäre mal ein interessantes Thema.

■ Nächste Vorstellung: 25. November

Idiotenverein ■ Aus der Provinz. Von Jürgen Roth

Noch hat man das Recht, sich nur für ausgewählte Aspekte der Welt oder auch für überhaupt nichts zu interessieren, keine Meinung hierzu oder dazu zu haben, die Klappe zu halten, wenn einem danach ist, zu entscheiden, wann man babbeln und wann man schweigen möchte – bis, in Umkehrung der von Tag zu Tag kreischender vorgetragenen Horrorthemen zur Zensur, zur Unterdrückung noch der mildesten Devianz, mithin jeglicher spöttischer, ironischer Äußerung, das ganztägige bekenntnishaftes Gelaber über alles und jeden regierungsamtlich verpflichtend wird, zum Zwecke der Aufführung eines muffigen neomultivölkischen Ringelpiezes mit Anfassen, eines dem Aberglauben huldigenden Irrenrituals.

Das Gesellschaftsbild dieser angeblichen Linken ist ein Alptraum, der einen zum Schnaps greifen lässt. Am Ende hocken wir im Knast, und in dem

wird es nicht mal mehr alkoholfreies Bier geben.

Kneipen, für die die organisierte Arbeiterschaft vehement gestritten hatte – ich erinnere an Kautsky und das Periodikum *Die Neue Zeit* –, sind dann in allerlei Tempel umgewandelt. Denn die heutige sogenannte Linke, deren Protagonisten nicht bis zur Nasenspitze denken können (vom Empfinden rede ich erst gar nicht), verachtet die Distanz, die Eigenheit, die Autonomie, und sie vergöttert die wahnhaften, sektentartige Gemeinschaft.

Solange Gaststätten noch existieren, bevorzuge ich die miesen Kaschemmen, die sozialen Gemischtwarenläden, in denen alle so haltlos, wie es ihnen behagt, daherquatschen dürfen. Und in denen hörst du die schlechtesten Witze, die mir seit jeher die liebsten sind.

Chris, der Trucker in Kanada war, warf neulich am Tresen des »Seven Bistros«, derweil der Club erneut einen

ungeheuerlichen Rotz anrührte, ein: »Was ich scheiße finde: dass es im Puff keinen Freistoß gibt.« Ich musste sehr lachen und erfreute mich an der Bedeutung des Vergnügens für das Leben.

Im gegnerischen Team stand, ungelogen, ein Mann namens Hendrix. Das begeisterte mich noch mehr, während der Lkw-Fahrer Gerhard, der den göttlichen Jimi nicht kennt, nach dem 0:1 bloß murrte: »Klätlich. Klätlich. Na ja. Na ja.« So ist der Club-Fan in der Regel – ein Fatalist, ein Stoiker.

Als das 0:2 gefallen war, brach es indes aus mir heraus. »Dieser Idiotenverein!« schrie ich, woraufhin sich Dirk zu mir umdrehte und sagte: »Das merkst du erst jetzt? Meine Clubfahne liegt seit zwei Jahren im Keller. Ich häng' die nicht mehr auf. Die Leute lachen mich ja aus, wenn ich die aufhänge!«

Peter ergänzte: »Aans g'winna, fünf verlier'n, des is' der Club.« Gerhard winkte ab. Peter fuhr fort: »Die g'hör'n

doch ei'g'wiesen. Da is' ja die Berliner Feuerwehr besser! Da muss ma' sich ja schämen! Die Glubb-Fans sin' doch Deppen!«

»Skat ist kein Schwarzer Peter«, pflegte mein Vater inkompetente Mitspieler zu tadeln. Und meine Mutter kommentierte den Löwschen Systemkrampf mal mit dem güldenen Satz: »Fußball ist kein Brettspiel.«

Draußen traf ich beim Raucherschichtwechsel den Maurer Stefan. »Schau du a weng weider des Brettspiel. Ich moch nemmer«, knurrte er, drückte seine Kippe aus und dappte davon.

Ich setzte mich auf einen der Gartenstühle und lugte zum Baronspark hinüber. Da sprang ein Eichhörnchen aus dem Dickicht, hockte sich artig an den Bordstein, guckte vorschriftsmäßig nach links und nach rechts und hüpfte danach hurtig über die Hauptstraße.

So sind die Verhältnisse im Frankenland.

Ganzer Stolz

Das Auto ist einer Studie zufolge für eine Mehrheit der jüngeren Autofahrerinnen und -fahrer in Deutschland ein Statussymbol. Das geht aus der neuesten Mobilitätsstudie des Marktforschungsinstituts Infas im Auftrag des Reifenherstellers Continental hervor. Für 54 Prozent der 18- bis 34-jährigen ist das Auto demnach ein Prestigeobjekt – bei den Befragten ab 45 Jahren waren es nur halb so viele. Für die Studie wurden in Deutschland im August dieses Jahres 1.000 Menschen ab 18 Jahren zu ihren sogenannten Mobilitätsbedürfnissen befragt. Die emotionale Nähe zum Pkw sei besonders groß bei den in Großstädten lebenden jungen Menschen (67 Prozent); in Kleinstädten und auf dem Land liege die Zustimmung bei 49 Prozent. Allerdings hätten die Generationen Y und Z, die in den 90er Jahren und danach geboren wurden, oft auch eine eher nüchterne Beziehung zum Pkw. Der Studie zufolge ist für sie das Auto ein Verkehrsmittel unter vielen. Rund die Hälfte der 18- bis 34-jährigen würde auf ein Auto verzichten, wenn sie sich auf die Verfügbarkeit eines gut ausgebauten öffentlichen Nahverkehrs verlassen könnte.

(dpa/iw)

Manuel Mirabal gestorben

Der kubanische Trompeter Manuel Mirabal ist tot. Er sei am Montag im Alter von 91 Jahren in Havanna gestorben, teilte das kubanische Musikinstitut mit. International bekannt wurde er durch seine Teilnahme am Bandprojekt Buena Vista Social Club. Mirabal wurde am 5. Mai 1933 geboren und galt als einer der größten Trompeter Kubas. Er spielte in zahlreichen Orchestern, darunter dem Tropicalna-, dem Casino-Orchester, dem des Cabaret Parisien und dem kubanischen Orchester für moderne Musik. Mit dem Bandprojekt Buena Vista Social Club gewann er 1998 einen Grammy. Für ein gleichnamiges Album hatten der britische Musikproduzent Nick Gold und der US-Gitarrist Ry Cooder 1996 eine Reihe damals schon recht betagter kubanischer Musiker zusammengetrommelt. Die Platte wurde ein Welterfolg und verkaufte sich mehr als achtmillionenmal.

(dpa/iw)

Verraten und verkauft

Schlechte Nachrichten für zahlreiche Oasis-Fans. Tausende Tickets für die Comebacktour der Britpopband werden in den kommenden Wochen storniert, weil der Verkauf der Karten über Drittanbieter zu überhöhten Preisen gegen die allgemeinen Geschäftsbedingungen des ursprünglichen Anbieters verstieß. Dadurch würden die Tickets wieder zum Originalpreis verfügbar, kündigten die Veranstalter an.

(dpa/iw)